

FÜR ALLE, DIE LUST AM DENKEN HABEN



Ausgabe 2/2012

8,- Euro

Schweiz 13,90 sfr

Österreich 9,30 Euro

HOHE Luft

Philosophie-Zeitschrift

neu!

MASTERPLAN FÜRS GLÜCK • DER TOD ALS PHILOSOPH • DAS EWIGE JETZT • DIE HYBRIS
DER HIRNFORSCHUNG • WOZU PRIVATSPHÄRE? • DIE VERBLENDUNG DER ATHEISTEN •
DIE EIGENKRAFT DER BILDER • LEIBNIZ VS. SPINOZA • DER LEIB • WAHN UND SINN

LESEPROBE

MISSTRAUT

UNS!

Vertrauen ist kostbar

EDITORIAL / IMPRESSUM	03
LESERBRIEFE / INHALT / CONTRIBUTORS	04
MINIATUREN <i>Die philosophischen Seiten der Welt</i>	08
MISSTRAUT UNS! <i>Angeblich hält Vertrauen die Gesellschaft zusammen. In Wirklichkeit ist es gut, damit manchmal geiziger zu sein</i>	16
DER STREBER UND DER KETZER <i>Leibniz und Spinoza waren zwei der größten Denker der frühen Neuzeit. Und sie waren Gegner</i>	24
DAS NACKTMODELL <i>Unsere Privatsphäre ist uns heilig. Doch sie ist dabei, sich aufzulösen. Macht nichts</i>	30
WER IST HIER VERRÜCKT? <i>Wir brauchen ein neues Verständnis psychischer Gesundheit</i>	36
DER PLAN VOM GLÜCKLICHEN MENSCHEN <i>In Bhutan ist Glück eine Staatsangelegenheit. Funktioniert das?</i>	42
DER TOD IST EIN PHILOSOPH <i>Einer unserer Autoren ist am Berg abgestürzt und wäre fast gestorben. Das war auch eine philosophische Erfahrung</i>	48
FOTOESSAY <i>Der Fotograf Reinis Hofmanis inszeniert den Leib, wie Maurice Merleau-Ponty ihn sah</i>	52
DAS GESCHWÄTZ DER NEURONEN <i>Die Neurowissenschaft behauptet, die großen Rätsel der Geistesphilosophie lösen zu können. Sie scheitert jämmerlich</i>	60
DIE EIGENKRAFT DER BILDER <i>Der Kunsthistoriker Horst Bredekamp erklärt die rätselhafte Beziehung zwischen Mensch und Kunstwerk</i>	68
DIE GOTTESSPÖTTER <i>Atheismus ist angesagt. Aber seine Vertreter sind oft genauso dogmatisch wie ihre Gegner</i>	74
DAS EWIGE JETZT <i>Wie unser Verständnis der Gegenwart sich wandelt</i>	80
BÜCHER <i>von Peter Bieri, Immanuel Kant und anderen</i>	86
DENKSTÜCKE <i>Lockerungsübungen für den philosophischen Verstand</i>	92
DIE PHILOSOPHISCHE FRAGE <i>Feridun Zaimoglu über die Liebe</i>	98

Ich habe den Mann noch nie zuvor gesehen, aber ich steige zu ihm in den Wagen. Alles, was ich von ihm erkenne, sind die Augen im Rückspiegel. Ich gebe ihm meinen Koffer und sage ihm, wo ich wohne. Und ich denke mir nicht einmal etwas dabei. Eine ganz normale Taxifahrt. Was Vertrauen bedeutet, erkennt man oft erst, wenn es fehlt. Plötzlich beginnt man zu zweifeln. Man stellt sich quälende Fragen. Und im Kopf fängt es zu kreisen an: »Habe ich mich in dem Menschen getäuscht?«

Wir alle müssen vertrauen, jeden Tag. Ohne Vertrauen gibt es keine Liebe, keine Freundschaft, keine Zusammenarbeit. Ohne ein Minimum an Vertrauen käme keine Geschäftsbeziehung zustande, ein normaler Alltag wäre nicht möglich. Wer Geld in die Bank einzahlt, vertraut darauf, dass er es wiederbekommt. Und selbst Mafia-Mitglieder, mögen sie auch noch so skrupellose Gangster sein, müssen einander vertrauen. Ohne Vertrauen läuft fast nichts in dieser Welt. Das hören wir ständig, und so sieht es auch die Wissenschaft: Psychologen halten Vertrauen für eine Fähigkeit, um Bindungen einzugehen, Soziologen sehen es als soziale Ressource und Ökonomen als Schmierstoff, der die Wirtschaft am Laufen hält. Vertrauen gilt als kostbar und rar, und wenn wir davon reden, beschwören wir oft auch seinen Mangel – oder gar seinen drohenden Verlust.

Das Vertrauen steckt bekanntlich in der Krise. Die Menschen misstrauen den Banken, die Märkte ganzen Regierungen – und immer weniger Menschen vertrauen der Politik. Umso mehr wird um Vertrauen geworben, als gäbe es nichts Wichtigeres in der Welt. Vertrauen ist ein warmer, anheimelnder Begriff. Ein Wellness-Wort, das jeder gern verwendet, vom Politiker bis zum Unternehmensboss. Geschmeidig geht es über die Lippen, schon sein Klang verströmt Behaglichkeit. Das Wort wirkt wie eine Droge: Haucht man es in die Runde, zaubert es Lächeln auf die Gesichter und oft benebelt es den kritischen Geist. Wir brauchen nur mehr Vertrauen – und alles wird gut.

WENN ALLE UM VERTRAUEN WERBEN, ist Misstrauen angebracht. Da fragt sich etwa, ob wir alle überhaupt noch vom Gleichen reden: Was hat das »Vertrauen der Märkte« zu tun mit dem Vertrauen zwischen Liebenden, das Vertrauen in die Politik mit jenem, das Kinder ihren Eltern entgegenbringen? Nicht bloß das Vertrauen selbst steckt in der Krise, sondern auch unser Verständnis, was Vertrauen überhaupt ist.

Einerseits sehnen wir uns alle nach vertrauensvollen, authentischen Beziehungen. Andererseits hat der flexible Kapitalismus das Vertrauen längst als nützliche Ressource entdeckt: Management-Ratgeber empfehlen es heute gern als Motivationsinstrument. Es soll für reibungslose Projektabläufe sorgen, für bessere Kundenbeziehungen und harmonischere Teams. Zugleich müssen wir mehr und mehr gesichtslosen Systemen vertrauen, vom Bankensystem bis zum Internet. Die Finanzwelt etwa hat Vertrauen in eine kühle Abstraktion verwandelt, in eine handelbare Größe, die

von Computeralgorithmen in Sekunden um die ganze Welt verschoben werden kann. Es braucht dafür gar keine Menschen mehr, die einander in die Augen schauen. Einst beruhten Kredite auf persönlichem Vertrauen. Heute sind sie Objekt aberwitziger Wetten, die kein Mensch mehr versteht. Wer da noch von Vertrauen redet, begeht womöglich einen Kategorienfehler. Der trägt das Menschliche hinein in Strukturen, die ganz anders funktionieren. Der verleiht solchen Systemen einen »rosa Glimmerschein«, sagt die Historikerin Ute Frevert, Direktorin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung. Der Vertrauensdiskurs sei eine »Erfindung der Moderne« sagt Frevert: »Wir modernen Menschen lieben es zu vertrauen. Es macht unser Leben einfach und angenehmer. Wir fühlen uns glücklicher, wenn wir vertrauen können und wir lehnen Menschen ab, die wir nicht für vertrauenswürdig halten.«

Vertrauen mussten die Menschen aber wohl immer schon. Zwar lebten unsere Vorfahren in überschaubaren Gemeinschaften, gestützt auf ihre Traditionen. Doch zu allen Zeiten konnte plötzlich ein Fremder auftauchen, von dem man nichts wusste – und dem man vertrauen konnte oder eben nicht. Das Leben war geprägt von permanenter Unsicherheit und Gefahr. Kein Reisender konnte sicher sein, seine Reise zu überleben. Überall drohten Hunger, Krankheit oder Gewalt. In dieser Welt vertrauten die Menschen statt auf irdischen Beistand lieber auf eine höhere Instanz. Noch Martin Luther mahnte: »Es ist gut, auf den Herrn zu vertrauen und nicht sich zu verlassen auf Menschen.«

IN DER MODERNEN GESELLSCHAFT haben wir Sozial- und Gesundheitssysteme, Polizeiapparate, Gesetze und Normen, die für Sicherheit sorgen und unser Zusammenleben regeln. In einer komplexen, globalisierten Welt, so der britische Soziologe Anthony Giddens, beruht Vertrauen nicht mehr auf lokalen Gemeinschaften, sondern auf »abstrakten Systemen«. Geld zum Beispiel erlaubt es uns, mit Fremden zu interagieren. Sein Wert beruht auf dem Vertrauen, dass es als Zahlungsmittel allgemein anerkannt wird. Zwar haben wir es an verschiedenen »Zugangspunkten« immer noch mit Menschen zu tun, wie etwa mit dem Bankberater. Doch letztlich müssen wir uns alle auf Systeme verlassen, die wir weder kontrollieren noch durchschauen können.

Eine Reihe von Sozialwissenschaftlern dachten gar, dass Vertrauen in der modernen Gesellschaft überflüssig werde. Aus dieser Sicht basiert der soziale Zusammenhalt nicht auf Vertrauensbeziehungen, sondern schlicht auf funktionierenden Institutionen. Allerdings können Institutionen Vertrauen nicht ersetzen, schließlich können sie nie alles regeln – und sie

»Vertrauen heißt, ein **Risiko** einzugehen. Dazu gehört es, nicht zu viel über einen möglichen Betrug nachzudenken.«

Annette Baier

bleiben immer umstritten. Menschen werden nie alles wissen und müssen allein deshalb weiter vertrauen. In der Anonymität der Großstädte, in der globalisierten Welt haben wir es tagtäglich mit Menschen zu tun, von denen wir kaum etwas wissen. Ständig müssen wir entscheiden: Können wir vertrauen oder nicht?

VERTRAUEN HEISST, EIN RISIKO EINZUGEHEN. Wer Vertrauen schenkt, macht sich angreifbar. Die amerikanische Philosophin Annette Baier nannte das »akzeptierte Verletzbarkeit«. Nach ihrer einflussreichen Definition heißt Vertrauen, einer anderen Person die »Sorge um etwas« zu überlassen, das einem am Herzen liegt. Man verzichtet darauf, den anderen zu überwachen, man räumt ihm einen Spielraum ein. Wer einem anderen vertraut, macht sich von dessen »Wohllollen« abhängig. Der andere kann diese Freiheit missbrauchen, doch man ist zuversichtlich, dass er es nicht tun wird. Wer sein Kind einem Fremden anvertraut, schreibt Baier, der vertraut eben auch darauf, dass der Babysitter »nicht das Kinderzimmer lila ausmalt«. Oder wilde Partys mit seinen Freunden feiert.

Vertrauen bedeutet mehr, als sich auf jemanden zu verlassen. Verlassen kann man sich darauf, dass ein bestimmtes Ereignis eintritt, dass etwa die Sonne morgens aufgeht oder das Auto anspringt – oder dass sich eine Person so verhält, wie sie sich erfahrungsgemäß immer verhalten hat. Die Königsberger Bürger stellten einst ihre Uhren nach Kants täglichem Spaziergang. Aber sie hätten sich wohl nicht persönlich verletzt gefühlt, wenn der Philosoph eines Tages nicht pünktlich erschienen wäre. Wenn wir uns auf jemanden verlassen, kümmern wir uns nicht um seine Motive. Wer sich auf etwas verlässt, wird womöglich enttäuscht. Aber wer vertraut, kann immer auch verraten werden. Der Vertrauende weiß eben nicht, was der andere tun wird. Könnten wir sein Verhalten zu >

Ich
sah mein
Leben

umgrenzt, als
Ganzes vor mir:

Ich

steckt

nicht

draußen

Ich nicht

draußen

draußen

ZUM LIEBEN!

Der Tod ist ein Philosoph

Grenzsituationen zeigen uns die Zerbrechlichkeit unseres Lebens und die Unsicherheit alles sicher Geglaubten. Doch in ihnen offenbart sich auch die Essenz unserer Existenz. Unser Autor hat es erlebt

TEXT: TOBIAS HÜRTER; ILLUSTRATION: NATE WILLIAMS

AM 1. NOVEMBER 2011, dem Allerheiligen-Tag, stieg ich mit zwei Kameraden über den Westgrat auf die Marienbergspitze in der Mieminger Kette in Tirol, nahe der Zugspitze. Ein schroffer, brüchiger Kalksteinkegel. Wir waren fast am Gipfel, als sich ein Stück des Grats löste, an dem ich mich mit beiden Händen festgehalten hatte. Ich stürzte insgesamt 37 Meter tief, bis ich auf einem schmalen Absatz über dem Abgrund landete. Ich war die ganze Zeit bei Bewusstsein.

In den Sekunden des Sturzes war ich sicher, gleich zu sterben. An der Nordflanke der Marienbergspitze geht es über 500 Meter steil hinunter. Ich wusste nicht, was mich hätte aufhalten können. Diese Erfahrung der kurzen, intensiven Nähe zum Tod hat mich mehr geprägt als die körperlichen Verletzungen und ihre Folgen, die mich noch eine ganze Weile plagen werden.

Was geht einem durch den Kopf, wenn man in den Tod zu stürzen glaubt? Der amerikanische Neurowissenschaftler David Eagleman hat Menschen befragt, die ähnliche Situationen durchlebt haben, die zum Beispiel mit dem Motorrad über eine Klippe stürzten oder auf eisiger Fahrbahn auf einen

Sattelschlepper zuschlitterten. »Einige berichteten über ein panoramisches Gedächtnis«, sagt Eagleman, »es schien ihnen, als stünden ihnen alle Erinnerungen ihres Lebens zugleich vor Augen.« Das ist etwas anderes als der berühmte Film, der einem angeblich vor den Augen vorbeizieht, wenn man den Tod kommen wähnt. Man blickt stattdessen wie aus der Vogelperspektive auf sein Leben. Sozusagen auf alle Bilder des Films gleichzeitig.

SO ERLEBTE AUCH ICH ES. Es war ein Zustand, der sich ganz und gar neu anfühlte. Im Glauben, dass es gleich vorbei sei, sah ich mein Leben umgrenzt, es lag als Ganzes vor mir. Ich steckte nicht mehr drin, ich trat aus ihm zurück.

In jenen Sekunden des Fallens kamen keine sonderlich starken Emotionen in mir auf. Vielleicht war die Zeit zu kurz dafür. Zwar war ich überrascht, aber da war keine Angst, kein Schrecken, keine Panik. Auch keine neuen Erkenntnisse. Die Tatsache, dass ich stürzte, war in ihrer Gewalt schlicht. Weder emotional noch intellektuell oder spirituell geschah etwas Bemerkenswertes in mir. Ich durchlebte keine >

DANN FAHR DOCH SELBST!

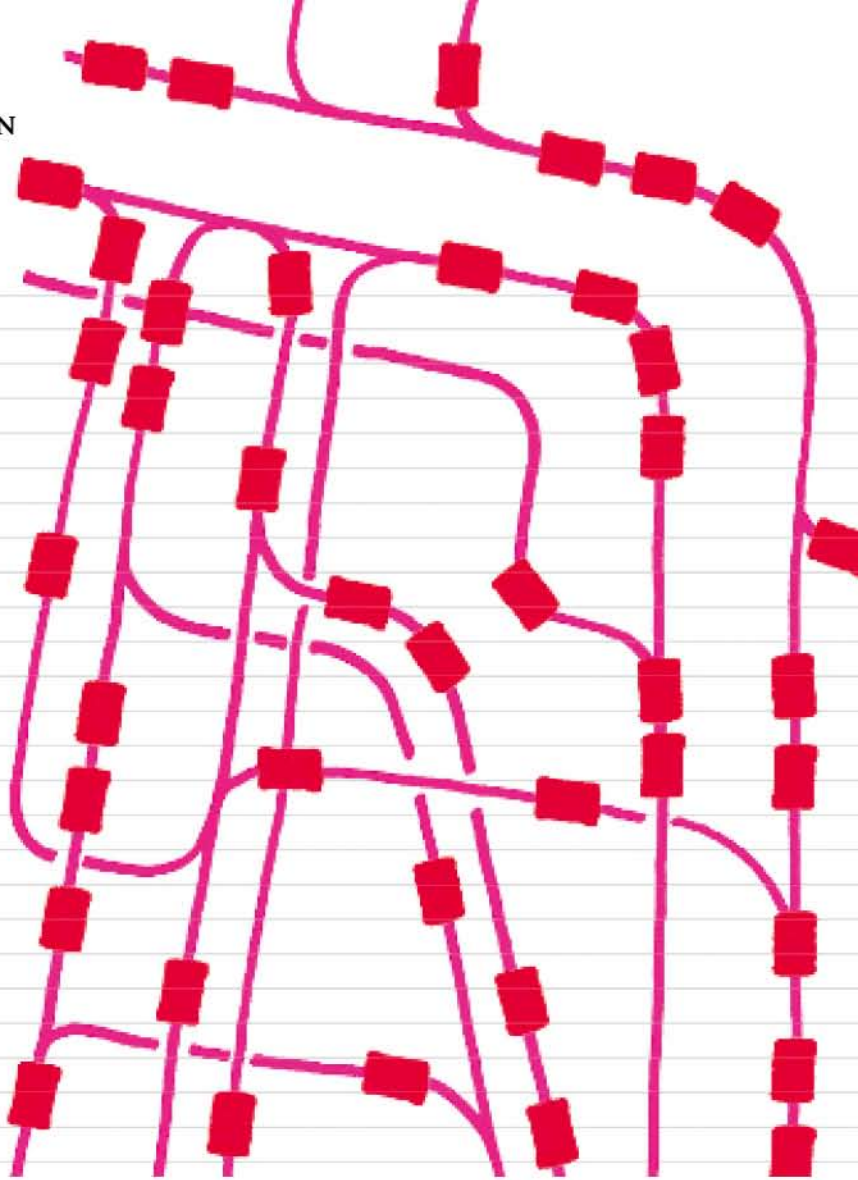
Die Autos der nächsten Generation sollen sich selbst steuern. Aber wollen wir das überhaupt?

Sie gehörten zu den nie erfüllten Prophezeiungen der Technikeuphorie in den 1950er- und 60er-Jahren: selbstfahrende Autos. Jetzt sollen sie kommen. Diesmal wirklich. Genaugenommen sind sie schon da. Die Autohersteller testen sie bereits auf öffentlichen Straßen, und sie funktionieren. Letztes Jahr fuhr sich ein BMW selbst von München über die Autobahn nach Ingolstadt, bis fast vor das Werkstor von Audi. Audi wiederum schickte einen autonomen Geländewagen die berühmte Bergrennstrecke von Pikes Peak in den Rocky Mountains hoch. Google – ja, der Internetkonzern – hat mit seiner Flotte selbst gesteuerter Autos mehrere Hunderttausende Testkilometer auf öffentlichem, kalifornischem Asphalt absolviert. Bisher nur ein Unfall. Der andere war schuld. Sagt Google. Sogar die Behörden diesseits und jenseits des Atlantiks werden aufmerksam und haben begonnen, den rechtlichen Rahmen für selbst gesteuerte Autos zu setzen. »Ihr nächstes Auto wird sich selbst lenken«, titelte »Wired«. Doch: Wollen wir das?

Die Frage geht tiefer. Welche Rolle spielt Technik in unserem Leben? Sie ist fast immer ein Ermöglicher oder Erleichterer. Selten ein Ersatz. Die Menschen heute tun die meisten Dinge immer noch, die ihre Großeltern getan haben, nur dank Technik schneller und bequemer. Bestimmte Dinge lässt man sich nicht nehmen, weil das Leben darin besteht, Dinge zu tun. Essen ist eines dieser Dinge. Wer würde es gegen eine Nährstoff-Infusion oder Tabletten austauschen wollen? Autofahren gehört auch dazu. Der Witz am Autofahren ist ja gerade, dass man lenken kann.

Natürlich würde man Zeit für andere Dinge gewinnen, wenn das Auto selbst lenkt. Man könnte zum Beispiel arbeiten. Geld verdienen, um selbstfahrende Autos kaufen zu können. Doch der Verlust könnte größer sein als der Gewinn. Es ist kein sehr ideenträchtiger Zustand, mit der Hand am Lenkrad dahinzurollen und sonst nichts Spezielles zu tun.

Kenner der Automobiltechnik behaupten allerdings, dass unsere Autos sich längst selbst lenken. So wie ein Pferd selbst entscheidet, wohin es läuft – der Reiter kann nur nachdrückliche Vorschläge mit den Zügeln machen. Selbst gesteuerte Autos sind schon da, wir haben es nur noch nicht bemerkt. So kann es bleiben. [ht]



SCHWÄRMEN KANN GEFÄHRLICH SEIN

Die Piratenpartei rühmt sich gern damit, Dinge im Kollektiv zu entscheiden, statt durch einzelne egomane Kandidaten. Doch der Gedanke hat seine Tücken

»Wir wollen Schwarmintelligenz statt Köpfe!« So formulierte Sebastian Nerz, der Bundesvorsitzende der Piratenpartei, ein zentrales Anliegen seiner Partei. Nicht der einzelne Politiker und dessen Meinungen, dessen Befindlichkeiten und dessen Wille zur Macht solle durch Politik bedient werden. Vielmehr solle die Intelligenz der vielen die Grundlage für eine kollektive Meinungsbildung darstellen und alte Zöpfe wie Fraktions- und Koalitionszwang ablösen. Zudem will man die Partei davor schützen, als Plattform für die Profilierungssucht einiger Alpha-Egos missbraucht zu werden.

Das klingt einleuchtend. Und sympathisch noch dazu. Doch was bedeutet es, wenn man das Konzept der Schwarmintelligenz auf eine Partei anwendet oder in Weiterführung dessen vielleicht sogar einen ganzen Staat als Schwarm versteht?

Mitte der Nullerjahre gelangte der Begriff der Schwarmintelligenz zu großer Popularität. Das Internet lieferte das Material für die Evidenz des Konzepts: Man stelle einer unüberschaubar großen Menge eine simple Webseitenstruktur zur Verfügung – und innerhalb weniger Jahre entsteht mit »Wikipedia« die größte Enzyklopädie der Menschheitsgeschichte. Man zieht bei »Wer wird Millionär?« den Publikumsjoker – und ist im nächsten Moment um 125000 Euro reicher. Und wenn sich ein politischer Kopf zu weit aus dem Fenster lehnt, dann fällt der Schwarm über ihn her und fieselt dessen Doktorarbeit bis auf ein dürres Gerippe ab, bis der Mensch nichts mehr mit einer Lichtgestalt deutscher Politik zu tun hat, sondern daran gemahnt, dass die Zeit eben solcher Politstars abgelaufen ist. Der Schwarm hat gesiegt. Der Schwarm hat recht gehabt. Der Schwarm hat immer recht. Es lebe der Schwarm!

Doch woher bezieht der Schwarm eigentlich seine Legitimation? Unternehmen wir ein Gedankenexperiment: Was würde wohl passieren, wenn sich eine große Mehrheit in Deutschland zusammenschließen und eine moralisch fragwürdige Position beziehen würde? Wenn beispielsweise die Todesstrafe wiedereingeführt werden sollte? Es ist zu vermuten, dass sich in diesem Fall »Köpfe« erheben würden. Einzelne Personen, die lautstark moralische Einwände formulieren würden. Das Individuum, das sich gegen die Weisheit der vielen erheben würde, läge in diesem Fall ethisch auf der richtigen Seite. Es befände sich jedoch in einem Dilemma, sobald das Gemeinwesen so organisiert wäre, dass auch moralische Fragen in der Verantwortung des Kollektivs lägen. Es wäre in diesem Fall also

ausgesprochen wünschenswert, dass sich Einzelne gegen den Schwarm richten oder dessen Richtung zu lenken versuchen. Moralische Fragen werden in der Politik jedoch bereits lange vor Entscheidungen über die Todesstrafe oder einen Kriegseinsatz akut. Jeder Gemeinderat einer 1000-Seelen-Kommune wird davon ein Lied singen können.

Der US-amerikanische Computerwissenschaftler, Künstler und Autor Jaron Lanier geht mit der Schwarmmode hart ins Gericht. Der Schwarm könne nur statistische Daten, Mittelwerte und Börsenkurse vorhersagen und Wikipedia sei lediglich eine Art Aggregator für die gerade herrschende Durchschnittsmeinung. Der Glaube an einen Schwarm, der sich über das Internet organisiert und damit dem Individuum grundsätzlich überlegen wäre, bezeichnet er als »Digitalen Maoismus«.

Der Gedanke dahinter: Wenn das Kollektiv über alle Fragen des Lebens entscheiden könnte, so ist es nicht mehr demokratischer Souverän, sondern wird zum totalen Herrscher in einem totalitären Schwarmsystem. Der Schwarm kennt nur das Mehrheitsprinzip. Moral jedoch muss unabhängig vom arithmetischen Mittel sein und gründet nicht auf einem kollektiven Imperativ.

Nun kann man der Piratenpartei nicht vorwerfen, sie wolle einen digitalen Maoismus proklamieren. Doch der Satz, man wolle Schwarmintelligenz statt Köpfe, klingt besser, als er ist. Denn er entzieht sich den moralischen Problemen, die durch eine solche Gewichtung entstehen. Innerhalb der Piratenpartei wird dieses Dilemma spätestens dann deutlich werden, wenn sich entweder der ganz große Erfolg einstellt oder aber eine herbe Niederlage zu verkraften ist. Dann wird man jemanden brauchen, der seinen Kopf hinhält – damit man ihm einen Orden umhängt oder, um ihn rollen zu lassen. *[Claas Triebel]*



Das Geschwätz der Neuronen

Neurowissenschaftler behaupten heute gern, sie könnten mit ihren Hirnscans die großen Fragen der Philosophie des Geistes beantworten. Doch da machen sie es sich zu einfach

TEXT: TOBIAS HÜRTER UND THOMAS VAŠEK;

ILLUSTRATION: ANTOINE+MANUEL

Haben Sie ein iPhone? Wussten Sie, dass Sie es lieben? Wirklich lieben, wie Sie Ihre nächsten Menschen lieben. Wussten Sie nicht? Dann sagt es Ihnen jetzt der Neuromarketing-Experte Martin Lindström. Er hat es wissenschaftlich nachgewiesen. Lindströms Spezialität ist es, das Verhalten von Konsumenten mit neurowissenschaftlichen Methoden zu untersuchen, und so hat er auch die Besitzer von iPhones in den Hirnscanner gelegt. Er beobachtete, dass der Anblick ihres Telefons bei den iPhone-Besitzern den Inselkortex anregt, ein innen gelegenes Areal der Großhirnrinde. Der Inselkortex sei »assoziert mit Liebe und Mitgefühl«, sagt Lindström. Folglich lieben wir unsere iPhones. Außerdem hat der Mann herausgefunden, dass wir an Apple glauben wie an Gott. Er hat Probanden im fMRT-Scanner mal das Logo von Apple gezeigt und mal Bilder vom Papst, und beide Male regte das Gehirn sich nach dem gleichen Muster.

Das ist Blödsinn. Aber es ist einflussreicher Blödsinn. Forschung dieses Niveaus machte einen erheblichen Teil der Neurowissenschaft der letzten 20 Jahre aus. Mit ihren millionenteuren Spielzeugen zaubern die Fließbandforscher ein Areal nach dem anderen hervor. Mittlerweile gibt es Tausende von Studien zu den »neuronalen Korrelaten«, also Aktivierungsmustern im Gehirn, die mit Verhalten und

Persönlichkeit zusammenhängen. Unter den Hirnscanner kommt so ziemlich alles, was den Menschen ausmacht – von der Liebe über die Moral bis zum religiösen Gefühl. Und immer wieder posaunen die Hirnforscher steile Behauptungen hinaus: Man habe den »Sitz der Weisheit« gefunden, die »Zentren der Werte« – oder gar ein »Gottesmodul«. Neuerdings behaupten Neurowissenschaftler sogar, sie könnten Gedanken lesen. Und längst beanspruchen die Hirnforscher auch Deutungsmacht in fundamentalen philosophischen Debatten – vom Leib-Seele-Problem über die Moral bis zur Willensfreiheit.

EINEN ÄHNLICHEN HYPE gab es vor zehn Jahren um die Genetik. Damals brachte man immer neue Genvarianten mit Intelligenz, Ängstlichkeit oder sexuellen Neigungen in Verbindung. Manche fürchteten schon das Zeitalter der Massenscreenings und Designerbabys. Doch viele Aussagen der Genforscher erwiesen sich als maßlos überzogen. Heute glaubt kein Mensch mehr an ein einzelnes Gen für Intelligenz, Moral oder religiöse Gefühle. Die Parallelen zwischen den Debatten sind offensichtlich. Doch der Geltungsanspruch der Hirnforschung ist noch viel ehrgeiziger. Der britische Neurologe und Autor Raymond Tallis nennt die wild gewordenen Forscher bereits »Neuromaniacs«. Die moderne Hirnforschung vergleicht er mit der Phrenologie, die einst Persönlichkeitsmerkmale aus der Schädelform und dem Hirnvolumen ableiten wollte. Der amerikanische Bauernsohn Lorenzo Niles Fowler, der im >